„Wetten wir einen Tulle", schlug der Hans vor.

„Ja, es gilt einen Tulle ... Wenn mir das Pulver nicht aufkommt, krieg ich von euch mitsammen einen Tulle; lupft's mich aber, kriegt ihr einen von mir."

„Ist recht!" — „soll gelten!" waren die beiden einverstanden.

— — —

Zwei Tage später gingen die Brüder daran, ihre Wette auszutragen. Sie holten aus der Küche den platten, dicken, eisernen Krauthafen, von der Kammer ein Pulversäckchen und schlichen damit in das Futterhaus. Droben auf dem festen Tennenboden häufelten sie das Pulver an und stülpten den eisernen Hafen darüber. Dann schlugen sie links und rechts vom Hafen eine starke Eisenklammer handtief in den Boden.

„Jetzt geht der Bettel an, jetzt wird's Ernst, Peter", sagte der Hans.

„Mir schon recht", erwiderte dieser; „feuert grad ein!"

Der Jörg brannte ein Stück Zünder an und schob es vorsichtig unter den Hafen neben das Pulver. Rasch hockte sich dann der Peter auf den Krauthafen, umspannte mit seinen Bärentatzen die Eisenklammern und stemmte und zwängte sich wie ein Stier auf seinen Sitz. Der Hans und der Jörg aber zogen sich in einen Winkel der Scheune zurück ... Eine Minute lang geschah nichts — die zweite auch nichts — da wurde der Peter ungeduldig und rief:

„Der Höllenhundsfitz brennt nimmer — ihr müßt noch einmal anzünden."

Es knisterte leise und die Brüder mahnten: „Peter heb, Peter heb, heb — sonst lupft's dich!"

Noch fester hielt sich der Peter an den Eisenklammern, noch kräftiger stemmte er sich auf den Hafen, indem er die Worte hervorkeuchte:

„Aus kommt mir der Höllentunder gewiß nicht! Wenn's nur den Hafen nicht zerreißt."

In diesem Augenblick flammte eine grellrote Feuerlohe auf — ein Qualm drang nach — ein fürchterlicher Pumms — und der Peter flog wie eine Bombe in hohem Schwung drei Klafter weit gegen das Tennentor — dann verhüllte der Rauch alles.

Als der Qualm in die Höhe stieg, war der Krauthafen verschwunden, und der Peter lag starr, regungslos wie ein Holzblock an der Torschwelle. Die zwei Brüder stimmten aber ein so unbändiges Gelächter an — hahahaha, hehehehe — daß die ganze Scheune davon widerhallte. Wenn der Peter maustot gewesen wäre, sie hätten ihre Lustigkeit nicht zurückzuhalten vermocht. Er aber war nicht tot, sondern nur ein wenig betäubt. Durch das schallende Gelächter aus seinem Taumel erweckt, stand er nun langsam auf und rieb sich mit der einen Hand den Kopf, mit der andern die hindostanische Gegend; denn er hatte sowohl am Kopfe als am Sitzleder einen faustgroßen Tulle. Jetzt brachen der Hans und der Jörg in ein noch grelleres Lachen aus. Der Peter aber wurde fuchswild und schrie:

„Was habt ihr denn für ein Gewieher, ihr lubitzdummen Maulaffen?"

„Es tut uns grad soviel g'fallen, wie du g'flog'n bist", lächerte der Hans; „gelt, ein Pfund Pulver ist doch stärker als du?"

„Nein, stärker nicht!" widersprach der Peter; „aber grad soviel g'schmitzt, soviel blitzflink ist der Höllenhund; — packt dich an, ehvor du's recht enttraust."

„Willst noch einmal probieren?" fragte der Jörg.

Dazu hatte der Peter aber keine Lust; er zahlte lieber den Tulle.

Merke: Die Geschichte ist buchstäblich wahr und hat sich in den Sechzigerjahren irgendwo hinter dem Patscherkofel zugetragen.

Weg und Ziel

Die Welt hat tausend Enden
Und Wege viel,
Lauf nur, du kommst doch nirgend
An Rand und Ziel.

Wirst einmal in dich lauschen
Und schweigen dann,
Da fängt dir das Bescheiden
Des Kindes an.

Und kostet dann an Straßen
Liebselge Rast —
Ist immer Heim und Heimat
Kehrst du bei Gott zu Gast.

Otto Gillen.

Die Herzogin und der Narr

Von Bernharda Alma.

Nachdruck verboten.

Vor den hohen Bogenfenstern strich unruhvoll die dunkle Sommernacht vorbei und mattes Mondlicht schuf traumhaftes Spiel von Licht und Finsternis in der weiten Halle. Die Kerzen waren schon verlöscht, aber die Blumengirlanden gaben noch Zeugnis von dem gefeierten Feste und die Laute lehnte noch dort, wo der Troubadour sie hingestellt.

Jetzt aber kniete Bertrand, des Herzogs Narr, neben der Laute und blickte wie in wortloser Gegnerschaft nach dem Eingang der Halle, wo die Herzogin stand. Heute erst war sie nach ihrem Hochzeitsfest in der kaiserlichen Pfalz, in ihres Gatten Schloß eingezogen und hatte unter dem Gesinde den Narren Bertrand erschaut.

Darum hatte sie keine Ruhe gefunden in dieser Nacht und stand nun hier, den Blick in den des Possenreißers versenkt.

Dem lag das bunte Gewand wie Spott um die edlen Glieder und wie er zu sprechen begann, sandte er seine Worte still und gesammelt zu ihr hin:

„Sagt nur, daß Ihr mich erkannt habt, Frau Hildegund, wenn ich jetzt auch statt Schwert und Laute des Zeichen des Narren trage."

„Warum habt Ihr mir das angetan?" kam ihre Antwort zurück, „warum zerrtet Ihr ein lichtes Erinnern in die Gegenwart, es für ewig mit Schmach zu bedecken? Warum zeigt Ihr Euch mir in Eurer Erniedrigung, da Ihr Euer Lachen und Weinen um Gold verkauft? Warum zwingt Ihr mich, Euch zu verachten?"

Jäh sprang der Narr auf, straffte seine schöne Gestalt, trat näher zu ihr hin. Er stand gerade im weißen Mondenlicht das die Schellen seiner Kappe zu blinkendem Silber küßte.

„Ihr habt kein Recht, mich zu verachten, Herzogin," sprach er verhalten, „Ihr nicht!" Dann senkte sich seine Stimme zu weichem Flüstern, süßer Erinnerung voll:

„Einst trug ich einen ritterlichen Namen und zog mit Sang und Lautenspiel durch die deutschen Gaue. So geschah es, daß ich Euch unter den Damen der Kaiserin sah in der Pfalz zu Aachen. Und all meine Sehnsucht lag vor Euch im Staube. Gedenkt Ihr noch der Blütentage damals im Frühling? Wißt Ihr noch, wie tief und blau der Himmel über den Bäumen stand? Wißt Ihr noch um das heilige Schweigen der Abendstunden? Wißt Ihr noch um die Weisen, die ich euch sang? Die tausend goldenen Lieder, die in meiner Laute wohnten, wollte ich Euch weihen, die tausend Seligkeiten, die in meinem Herzen träumten, wollte ich Euch schenken. So reich war ich in all meiner Armut. Doch da gelüstete es dem Herzog, sein Greisentum mit Euerer Jugend zu schmücken und Ihr verkauftet ihm Euer Frauentum für sein gleißendes Gold. Als Ihr solches tatet, zerstörtet Ihr meine Seligkeiten, tötetet Ihr meine Lieder, und ich schwur Euch Rache. Dem Manne, dem Ihr Eure Mädchenwürde hinwarft, um seines Reichtums willen, dem verkaufte ich meine Fröhlichkeit, die doch zur Maske werden mußte. Ihr waret sein Weib geworden — ich wurde sein Narr. Dies aber tat ich, um diese Stunde in unser beider Leben zu zwingen, um Euch sagen zu können, daß Ihr tausendmal ärmer seid als ich."

Die Herzogin war totenblaß geworden; ihr schlanker Körper zitterte unter dem fürstlichen Prunkgewand.

„In dem Verlangen, mir weh zu tun, wurdet Ihr ein Possenreißer?" sprach sie leise, „so wertlos war Eure Liebe — so unadelig Eure Gesinnung?"

„Frau Hildegund! Ich gab dem Herzog mein Lachen, das mir selber fremd ist. Nicht mehr. Mein Leid, meine Erinnerung, meine Träume und meine Lieder sind mein Eigen geblieben. Morgen schon werde ich wieder frei sein, ganz frei! Dann werde ich dem Wald meine Lieder singen und mein Leid wird meines Lebens köstlichstes Kleinod sein. Ihr aber habt Euch mit Leib und Seele, mit allen Wünschen und allen Gedanken dem Herzog für Zeit und Ewigkeit verkauft. Und Ihr meint, mich verachten zu dürfen?"

Wehes Schweigen fiel. Weiß und still lag der Schein des Mondes in der Halle. Er vereinte nicht alles in Lichtesfülle wie die Sonne; er trennte und schied — und verwarf.

„Weil Ihr so arm gegen mich seid, Herzogin Hildegund, so will ich Euch heute noch von meinem Reichtum geben," sagte der Narr beherrscht, „denn morgen schon gehe ich von hier — so frei, wie Ihr nie mehr sein könnt! Doch heute singe ich Euch eine Weise — sowie ehedem zu Aachen."

„Nicht so," wehrte die Herzogin stolz, als er nach der Laute greifen wollte, „heute seid Ihr noch der Narr des Herzogs, meines Gatten, und dem Narren ziemt nicht der Sang, noch Lautenspiel. Zwingt man in die Stunde zurück, was schon der Erinnerung geeignet, muß es zu Grunde gehen. Ich habe nichts mehr gemeinsam mit Euch — geht!"

Hilflos lag die Nacht in ihrem eigenen Dunkel gefangen; und durch die Stille fiel wie Spottlachen das Klingen der Schellenkappe, die Bertrand zu der Laute warf, ehe er grußlos die Halle verließ.

Die Herzogin stand bewegungslos — mit geschlossenen Augen. Sie sah es in der Seele vor sich aufragen, das Kreuz, das sie sich selber gezimmert, den Dornenkranz, den sie sich selber geflochten. Von Gott nicht gewollt, nur zugelassen.

Aber wenn sie Leid und Not nach dem Willen Gottes trug, wenn sie ihrem Gatten in der Ehe die Liebe schenkte, die sie vordem für ihn nicht gefühlt, dann würde ihr Dornenkranz wieder zu einem Diadem werden, herrlicher als die Fürstenkronen dieser Welt.

Gesenkten Hauptes schritt Herzogin Hildegunde nach der Schloßkapelle, indes die Nacht groß und tief in der Stunde stand.

Sonntagsfreude

Unterhaltungsbeilage der Brühler Zeitung

Nr. 47 Sonntag, den 23. November Jahrgang 1930

Vater und Mutter Martin

Im September 1843 war es, als ein zwanzigjähriger Jüngling, in tiefes Sinnen verloren, den Großen Sankt Bernhard emporstieg. Fromme Begeisterung stammte in seinem tiefen, etwas melancholischen Blick. Die großartige Alpennatur rief tausend hochherzige Gedanken in ihm wach. Bald vermochte er seine immer steigende Ergriffenheit nicht mehr zu unterdrücken. Er stand still und der Lobpreis des Schöpfers all dieser Schönheit, der seine reine Seele erfüllte, löste sich in sanfte Tränen der Andacht auf ... Dann ging es wieder bergan. Nicht lange und er stand vor dem gesegneten Kloster, das als Hoffnungsstern und Heimstätte ausgesuchtester Nächstenliebe von der Bergesspitze aus den Wanderer schon von ferne freundlich begrüßt.

Von dem Adel, der sich in den selten schönen Zügen seines Gastes kundgab, überrascht, nahm ihn der ehrwürdige Prior mit besonderem Wohlwollen auf. Er fragte nach seiner Heimat, seinen Eltern und erfuhr, daß Ludwig Joseph Stanislaus Martin am 22. August 1823 zu Bordeaux als Sohn eines höheren Offiziers zur Welt gekommen war. Sein Vater, das Urbild eines gläubigen Christen und eines Ehrenmannes, Ritter des königlichen militärischen Sankt Ludwigsordens, war als Rittmeister dort stationiert gewesen. Später war die Familie nach Alencon übergesiedelt. Ludwig war der Liebling der Seinigen.

War es bloß eine Vergnügungsreise, die ihn in die Schweiz und bis auf Sankt Bernhards Höhen geführt hatte? Der Weg dorthin war ein gar weiter und mühseliger. Nicht nur mußte man die unbequemen Postwagen mit in Kauf nehmen, vielfach hieß es zu Fuß wandern. Was also hatte ihn veranlaßt, eine so beschwerliche Tour zu unternehmen? O, keineswegs die Absicht, nur eine Nacht hier oben zuzubringen — er bat vielmehr um Herberge für die ganze lange Nacht dieses sterblichen Lebens.

Da fragte der Prior: „Haben Sie wohl Ihre humanistischen Studien beendet, mein junger Freund?" Und auf die verneinende Antwort kam der Bescheid: „Dann, mein Kind, bedauere ich, Sie nicht aufnehmen zu können. Es ist das eine unerläßliche Bedingung, um zugelassen zu werden. Doch verlieren Sie den Mut nicht. Kehren Sie in Ihre Heimat zurück, studieren Sie eifrig und dann kommen Sie. Sie werden mit offenen Armen Aufnahme finden."

Etwas enttäuscht begab sich Ludwig auf den Rückweg. Er mochte ihm wohl als Weg in die Verbannung erscheinen. Indes fühlte er bald, das Kloster am Berge dürfe ihm nur eine schöne lebenslängliche Erinnerung bleiben, der Herr habe anderes mit ihm vor.

Menschentag – Gottestag

Freut euch Teufel! Bald wird kommen,
Eurer Rache finstrer Tag
Auf dem Meer von Blut geschwommen
Wie ein schwarzer Sarkophag.
Doch, der euren Haß entzügelt,
Wird ein Menschentag nur sein.
Einer, der ihn überflügelt,
Kommt — und der wird Gottes sein!

Euern Tag — ich seh ihn dämmern:
Seine Faust das Richtbeil hält,
Mit des Donners grimmen Hämmern
Schlägt er klein die Sündenwelt!
Doch sein Blitz stürzt nur die Essen —
Ein andrer Tag — mit Glutenpein
Wird er euren Sieg zerfressen —
Dieser Tag wird Gottes sein!

Laßt den Haß nur weiter schwären,
Schleudert Zunder in die Glut,
Laßt den Wein der Hölle gären,
Schreibt die neue Zeit mit Blut!
Laßt des Fortschritts Kreisel schnurren,
Peitscht ihn mit des Zweifels Pein,
Laßt den Stolz zum Himmel knurren —
Letzter Tag wird Gottes sein!

* Aus Franz Eichert Wetterleuchten. Verlagsanstalt Tyrolia A.-G., Innsbruck-Wien-München.

Einige Jahre später wallte in derselben Stadt Alencon, die Ludwig Martin als Aufenthalt diente, ein junges Mädchen, dessen ansprechende Gesichtszüge das Gepräge seltener Willenskraft trugen, in Begleitung seiner Mutter zum Krankenhaus der Barmherzigen Schwestern des hl. Vinzenz von Paul. Fräulein Maria Zelie Guerin beabsichtigte schon lange, um Aufnahme bei den Schwestern zu bitten. Vom Heiligen Geiste geleitet, bedeutete ihr jedoch die Oberin ohne Zaudern gleich bei der ersten Unterredung, dies sei nicht der Wille Gottes. Das junge Mädchen kehrte also nach Hause zurück und wartete dort an der Seite ihrer älteren Schwester, die aber bald darauf in den Orden der Heimsuchung eintrat, und ihres jüngeren Bruders die Stunde der Vorsehung ab.

Seit diesem erfolglosen Schritt stieg aus dem Herzen Zeliens oft und oft folgendes kindliches Gebet zum Herrn empor: „Mein Gott, da ich nicht würdig bin, gleich meiner Schwester deine Braut zu sein, so will ich in den Ehestand treten, um deinem Willen nachzukommen. Gib mir aber dann, ich flehe darum, viele Kinder, und mögen alle dir geweiht sein!"

Dieser auserlesenen Seele hatte der Herr den tugendhaften jungen Mann bestimmt, von dem wir anfänglich sprachen. Von der Vorsehung zusammengeführt, feierten sie ihre Hochzeit in der Kirche U. L. Frau von Alencon am 13. Juli 1858.

Wie uns ein vertraulicher Brief verriet, offenbarte Ludwig am Abend dieses Tages seiner jungen Gattin den Wunsch, mit ihr in jungfräulicher Ehe zu leben. Monate vergingen. Da teilte auch er den Traum seiner Lebensgefährtin und wünschte gleich ihr, daß ihre Ehe zahlreiche Sprößlinge hervorbringe, um sie Gott darbringen zu können. Damals durfte er das herrliche Gebet des keuschen Tobias zu dem seinigen machen: „Und nun, Herr, du weißt, wenn ich meine Schwester zum Weibe nehme, geschieht dies allein aus Liebe zur Nachkommenschaft durch die dein Name von Ewigkeit zu Ewigkeit gepriesen werden soll".

Der Brief im Herbst

Eine stille Geschichte von A. v. Roeder-Hoff.

Nachdruck verboten.

Auf seinen Brief hin war Helene nach der Großstadt gekommen. Es war aber alles so ganz anders, als sie es sich in früheren Zeiten ausgemalt und erträumt hatte. Es tut nicht gut, wenn man Zeit und Muße hat, ein in der Zukunft vielleicht einmal Wirklichkeit werdendes Ereignis jahrlang mit all den wunschgeborenen Sehnsüchten und dem Schmelz romantischer Ferne zu beladen. Die Wirklichkeit zeichnet in anderen Farben.

Vielleicht war es auch die müde Resignation des Herbstes, die den Grundton solcher Stimmung ganz unbewußt in ihre Seelen spielte. Die Oktobersonne leuchtete zwar noch immer klar und licht in den kürzer gewordenen Tag, ihre Wärme aber hatte bereits nachgelassen; es war nicht mehr das frohe, herzhafte, rüstige Lachen des Sommers — die im Sonnenschein wirbelnden bunten Laubblätter, die ein frischer Wind aus dem Gezweig der Bäume und Sträucher scheuchte, gemahnten an das Dunkel des Winters, das irgendwo in bedrohlicher Abwesenheit, nicht allzu fern, zu hocken schien.

Walter war sehr aufmerksam, sehr ritterlich und sehr bemüht, der Freundin einige schöne und festliche Tage zu bereiten. In einem stil-

*** Entnommen aus der Einleitung zu der soeben im 77. Tausend erschienenen vollständigen Volksausgabe der „Geschichte einer Seele", die bei dem großen Umfang von 548 Seiten in Ganzleinen gebunden nur 5 RM. kostet. Verlag der Schulbrüder, Kirnach-Villingen, Baden.**

len erstrangigen Hotel hatte er ihr Unterkunft besorgt. Die sorgfältige, dienstbereite Höflichkeit und Sachlichkeit einer solchen Gaststätte war mit dazu angetan, die Schwingungen des Gefühls auf die übliche Basis alltäglicher Realität zu zwingen.

So sehr sich Helene vorgenommen hatte, ihr ganzes, hingabefrohes Herz dem Freund zu bringen, konnte sie doch nicht verhindern, daß ihr Wesen ein ganz klein wenig in Reserviertheit und Abschließung erstarrte. Und indem sie mit Walter die festlichen Tage hindurch einen nach Form und geistigem Inhalt auserwählten Gedankenaustausch gepflogen hatte, war das Gefühl des Entferntseins von dem Manne nur stärker geworden. Es fehlte eine Brücke, die von ihrer Gedanken- und Gefühlswelt zu dem Freunde hinüberführte. Seit sechs Jahren hatte der Brief diese Brücke gebildet. Aus der schützenden räumlichen Entfernung heraus war der Zwiestand der Seelen voll und ungehemmt erklungen. Nun aber spielte in engem Beisammensein des Tages alles Sonstige eine Rolle, was alltäglich und scheinbar nicht wesenhaft ist im Zusammenleben der Menschen. Die Gedanken- und Lebenswelt Walters wurde im allgemeinen Umgang doch ausgeprägter wirksam, als wenn sie filtriert durch die wägende Sorgfalt der brieflichen Gestaltung ihr vor Augen gekommen war.

Und dann das eine: das, was der Verstand eifervoll abzuwehren sich mühte, das aber das feine Gefühl der klugen Frau längst registriert hatte: — der Unterschied der Lebensalter.

Als Walter und Helene sich zum ersten Male begegneten, war Helene zweiunddreißig Jahre alt, Walter, der Fünfundzwanzigjährige, stand eben im Begriff, sich der berühmten Australien-Expedition anzuschließen, von der die Welt später so vieles hören sollte. Sie hatten Freundschaft miteinander geschlossen aus dem starken Grundgefühl heraus, daß sie einmal in einer späteren Ehe aus Freunden Lebenskameraden und Gatten werden sollten. Für den ernsten, kühlen Mann war das Bewußtsein der vertrauenden Liebe in der Heimat ein starker Kraft- und Glücksborn gewesen. Die zielstrebige Ordnung seines Gefühlslebens hatte seinen Charakter wie sein Werk stark befruchtet. So war also der nunmehr Einunddreißigjährige ein geschlossener Charakter, der die Zirkellinie seines Geistes weit genug gestreckt und sein Weltbild mit starken, lebendigen Inhalten erfüllt hatte.

In Helenens dunkles Haar mischten sich bereits gar nicht wenige weiße Fäden, und die vielfältig spiegelnde Helligkeit des eleganten Hotelzimmers mit ihren meterhohen Spiegelscheiben berichtete unbarmherzig vom Zahn der Zeit. Helene fühlte und wußte es: sie war nicht nur älter, sie war alt geworden. Es war ein sehr wehes, wenn auch ganz heimliches Schmerzgefühl, als ihr das am ersten Abend des Wiedersehens klar geworden. Und lange nach den beglückenden Stunden des Zusammenseins mit dem Freund im Theater zuerst und dann in der noblen Weinstube hatte nächtens Helene in ihrem Hotelzimmer verträumt und weinerlich wie ein verspieltes Kind im Sessel vor dem hohen Spiegel gehockt. Was nutzte es, daß ihr Herz sich leidenschaftlich empörte: Die glitzernde Scheibe vor ihr redete hart und kalt die Wirklichkeit.

Sie hatte stille und bittere Tränen vergossen. Aber sie wußte nun, was sie tun müsse. Wenn sie für ein größeres geistiges Glück wirken wollte, mußte sie jetzt die Kraft haben, das Lebensschicksal Walters und ihr eigenes in neue Bahnen zu lenken. Sie fühlte, daß nicht nur der Altersunterschied zwischen ihnen stand, sie war auch in der fernen, stillen kleinen Stadt abseits vom pulsierenden Strom des Lebens über die Umgrenzungen ihrer seelischen Bereiche nicht hinausgekommen, während Walter die Weite der Ferne und die Unerhörtheit stärkster Erlebnisse und Erkenntnisse mit heimgebracht hatte.

O, sie wußte, daß er vor der Abreise das Wort sprechen würde, ob sie sein Weib zu werden gedenke. Aber sie empfand auch den Widerstreit in seinem Herzen. Er fühlte sich sicherlich im Gewissen verpflichtet, die Voraussetzungen zu erfüllen, die vor sechs Jahren das ungenannte Fundament der herzlichen Freundschaft gewesen. Aber eine dunkle Abwehr band ihm, so meinte sie, bereits die Zunge, ihm selbst vielleicht noch nicht wach bewußt. Oder vielleicht doch ihm in seiner Schwere und Tragik klar; denn die jungen Menschen unserer Tage setzen über der Gefühle Ueberschwang und Verbindlichkeit sachlich, die trockene Ekstase der Wirklichkeit. Sie hatte es wohl gesehen, wie bei der Begrüßung auf dem Bahnhof ein bedrängtes Stutzen in seinem Auge zuckte, nur sekundenlang sichtbar und sofort von der Höflichkeit des Augenblicks ausgelöscht. —

Helene stand auf dem Balkon ihres Hotelzimmers. Von den Anlagen herüber wirbelte ein lauer, aber heftiger Wind bunte Schleifen von welkem Laub empor, die dann schnell zersetzt im Straßengewühl versanken. Sie wunderte sich fast, daß sie heute nach der vergrübelten Nacht nicht schmerzvoller betrübt war. Das wehe Leid im Herzen wurde ihr verklärt durch Gedanken an die sinnvolle Einordnung alles Menschenschicksals in die große Gemeinsamkeit des Lebens. Und sie wußte, daß ihre Freundschaft mit Walter ihm und ihr ein Garten reicher, blühender Freuden gewesen. Der Gedanke aber, Freudenbringer gewesen zu sein, ruft Beglückung in herzensstille Stunden und öffnet das Tor der Erkenntnis über den Sinn des Erdenseins. —

Sie hatten sich nie mehr gesehen, nachdem Helene dem Freunde den Brief vom Herbst geschrieben. Walter wollte sich zuerst nicht eingestehen, daß die stille und kluge Frau richtig gehandelt habe. Erst später weitete sich ihm der Blick in die herrliche Geschlossenheit und Tiefe dieser Frauenseele. Die Pflicht der Stunde zu enträtseln aber ist die Kunst, das Leben zu meistern.

Walter wußte nur, daß Helene eine stille und gütige Frau geworden. Im knisternden Wirbeltanz herbstlichen Blätterfalls grüßte ihn vielfach ihr heimliches Freundeswort.

Ewigkeit

Ewigkeit, meiner Seele Traum,
Stürmische Hoffnung in endlosem Raum,
Rastloses Rudern auf offenem Meer,
Flammender Wunsch und heiße Begehr!
O Ewigkeit, meiner Seele Not!
Kommende Strafe, die wächst und droht.
Du Gottesversprechen, laut tönend und groß.
Du Gottesgedanke, du Gotteslos.
Du Feuer, das mich verzehrt und verbrennt.
Letztes Gericht, das mein Herz bekennt —
Ewigkeit!

M. Herbert.

Arme Schwiegermutter

Humoreske von W. Kabel.

(Nachdruck verboten.)

Assessor Dr. Müller stand mit recht gemischten Gefühlen auf dem Bahnsteig. Die gemischten Gefühlen waren dem kaum ein halbes Jahr verheirateten Ehemanne zu verzeihen. Er erwartete seine Schwiegermutter ... und in drei Tagen einen Umzug! Endlich lief der Zug in den Bahnhof ein. Nach herzlicher Begrüßung fuhr man, eingezwängt in einen Taxameter, zwischen fünf umfangreichen Gepäckstücken, der Wohnung zu. Die Unterhaltung begann, das heißt die Fra.. Rat Abel kreischte in hohem Diskant, um das Straßengerä..h zu übertönen.

„Nicht wahr, Max, es ist doch das beste, daß ich zu dem Umzug herüberkomme, wenn ich nicht dabei bin, wird die Hälfte der Sachen gestohlen und der Rest entzwei geschlagen ...“

Der Assessor hatte wie immer bei der Entwicklung des schwiegermütterlichen Stimmmaterials eine Gänsehaut gekriegt. Und während jetzt nur hin und wieder einzelne Töne an sein Ohr schlugen, fragte er sich vergeblich, wie die Natur ein solches Kunststück fertig gebracht hatte: daß eine solche Mutter eine solche Tochter haben konnte. Wenn er an seine Frida dachte, an ihre weiche, tönende Stimme, ihr goldenes Herzchen, das so zärtlich und hingebend war, an ihren energischen, und doch so verständigen Charakter ... und dann an die Mama, die überall mit dabei sein mußte, die sich für unersetzlich hielt und keine Gelegenheit vorüberließ, um die jungen Eheleute zu bevormunden ... des Assessors Gedankenflug auf dieses unfruchtbare Gebiet wurde jäh unterbrochen.

„Nicht wahr, Max? Ihr hättet es euch doch kaum übernommen, diesen ersten Umzug allein ohne meine Hilfe auszuführen?“

Der arme Assessor erblaßte schier. — „Im Gegenteil ... nein .. niemals,“ stotterte er hervor.

„So, so .. na, ich hoffe auch ...!“ — Die treue Mama richtete sich dabei in demselben Maße kerzengerade auf, wie Müller in sich zusammensank und in seinem Innern einen schwarzen Plan entwarf, um das Schreckgespenst seines jungen Eheglücks einmal gründlich zu vertreiben.

Am Tage vor dem Umzug ging Assessor Dr. Müller am Nachmittag, während seine Damen daheim noch eifrig mit Packen beschäftigt waren, in das Kontor des Möbeltransportgeschäfts Winkler u. Co., das für ihn den Umzug besorgen sollte, und ließ sich dort denjenigen der Angestellten zeigen, der den morgigen Umzug leiten sollte. Mit diesem hatte der Assessor dann auf dem Hofe eine lange Unterredung, deren Inhalt vorläufig mit dem Schleier des Geheimnisses umhüllt bleiben mag. Erst schien der Betreffende, ein Packer namens Hermann, nichts von der Sache wissen zu wollen. Dann appellierte Müller wohl aber an bekannte Gefühle, da er des öfteren recht eindringlich das Wort „Schwiegermutter“ wiederholte, worüber der andere dann stets mit einem verständnisinnigen Lächeln quittierte. Jedenfalls schieden die beiden Verschworer mit einem kräftigen Händedruck, der in des Packers schwieliger Rechten die Spur eines Fünfmarkstückes zurückließ.

Müllers waren umgezogen. Die neue Wohnung, im entgegengesetzten Viertel am Hansaplatz gelegen, war leider ohne die allerhöchste Genehmigung der treuen Schwiegermutter gemietet worden, was Frau Frida jetzt viele

heimlich vergossene Tränen und ihrem Gemahl ebenso viel heimlich gemurmelte, unerklärliche Drohworte kostete. Nach allerhöchster Ansicht war die Wohnung zu groß, zu hell, das elektrische Licht überflüssig, die Luftheizung ungesund, das noch nicht verwendbare Kinderzimmer eine Mystifikation usw. Man war beim Einrichten und der Dekorateur suchte gerade für die teilweise wertvollen Bilder geeignete Plätze aus, als es sich herausstellte, daß zwei Reproduktionen Böcklinscher Gemälde, die im Salon ihren Platz finden sollten, fehlten. Müllers nebst Schwiegermama, das Dienstmädchen und der Dekorateur kramten die ganze Wohnung durch — vergebens. Die beiden Bilder blieben verschwunden. Frau Frida wurde nervös. Man suchte weiter, Inzwischen hatte der Dekorateur etwas anderes vorgenommen. Er befestigte im Eßzimmer das große Paneelbrett, auf dem später die altdeutschen Zinne aufgestellt werden sollten ... denn leider waren sowohl die vier Zinnteller wie auch die beiden Kannen mit der seltenen Punktarbeit nachher nicht zu finden — ebenso wenig wie die beiden Böcklin.. Wieder allgemeine Jagd nach den Zinnen — nichts! Müller suchte wie ein Verzweifelter, Frau Frida wurde nervöser, die Mama dito. Man schickte schließlich in die alte Wohnung, schickte zu Winkler u. Co., ob vielleicht etwas in dem Wagen gefunden sei. Alles vergeblich.

Der Abend kam. Müllers und Besuch nahmen eine recht ungemütliche Abendmahlzeit ein. Die verschwundenen Gegenstände schienen den dreien wie ein Alp auf der Brust zu liegen. Endlich brach der Assessor das drückende Schweigen:

„Wie das nur möglich ist,“ meinte der Assessor sinnend, „ja, möglich ist — besonders wo du noch geholfen und aufgepaßt hast, liebe Mam.. —“

„Die Sachen werden sich noch finden,“ sagte die Frau Rat würdevoll. Dabei traf ein strafender Blick den behaglich lauenden Schwiegersohn. „Mir, lieber Max, ist noch nie, noch nie etwas bei einem Umzuge verschwunden,“ setzte sie dann noch hinzu.

Dann erhob sich die Frau Rat und rauschte wortlos zur Türe hinaus:

Am nächsten Tage war es leider schon so weit gekommen, daß eine Liste der bei dem Umzug verloren gegangenen Gegenstände aufgestellt werden mußte. Je mehr Ordnung in die neue Wohnung kam, desto erschreckender mehrten sich die Verluste. Der Assessor sah sich genötigt, mit dieser Liste gegen elf Uhr vormittags auf die Polizei zu gehen.

„Sei ruhig, Schatz,“ tröstete er noch beim Weggehen seine kleine Frau, „wir bekommen unsere Sachen sicher zurück, sicher! Unsere Kriminalpolizei ist vorzüglich ...“

Um zwei Uhr nachmittags kehrte er dann heim. Gegen ½3 Uhr setzte man sich endlich zu Tisch. Drückende Stille. Die teure Mama saß zerknirscht da, der Hausfrau perlte zuweilen ein Tränchen über die frischen Wangen. Nur Müller aß mit großer Ruhe und einem guten Appetit. Als der Braten aufgetragen war, schaute er sich anscheinend schwermütig sein Eßzimmer an, musterte das leere Paneelbrett, das Büfett, auf dem die Silberkanne fehlte, und meinte dann bedauerlich: „Ja, ja, schade um unsere schönen Sachen, wie leer das hier aussieht .. so kahl!“

Die Frau Rat spielte nervös mit ihrem Messerbänkchen.

„Max,“ begann sie dann, „was hat denn eigentlich der Kriminalkommissar gesagt?“

„Na, ich mußte ihm natürlich alles haarklein erzählen, sagte ihm auch, daß du als Unterstützung zu uns gekommen bist ... ja — hm — und da ...“

„Nun — ? ... und ?“ Der teuren Mama Gesicht wurde sehr süßsauer bei dieser aufmunternden Frage.

„Ja, verzeih schon, liebe Mama, — da sagte der Kommissar zu mir: Nehmen Sie's mir nicht übel, Herr Assessor, aber — war es unbedingt nötig, daß Ihre Frau Schwiegermutter beim Umziehen half? Ich bin ja nicht abergläubisch, doch merkwürdigerweise passiert nur immer etwas bei Umzügen, Wohnungsmieten und Kindtaufen, wenn schwiegermütterliche Hände dabei sind!“

Eisiges Schweigen folgte diesen Worten. Mit entsetzten Augen erwartete Frau Frida ein furchtbares Ungewitter; doch es blieb still. Mit ebenso unheimlicher Ruhe packte dann sofort nach Tisch die Frau Rat ihre Sachen und fuhr — trotz aller Bitten ihrer Tochter und trotz des gemessenen Ersuchens ihres Schwiegersohns — mit dem Fünfuhrzug nach Neustadt zurück.

Als Assessor Müller mit seinem Frauchen wieder allein war, nahm er sie liebevoll trotz ihres Sträubens auf den Schoß und beichtete, daß der Packer Hermann die „gestohlenen Sachen“ der Verabredung gemäß während des Transports vom Wagen genommen und in die Wohnung des Amtsrichters Wilde gebracht habe, daß er gar nicht auf der Polizei gewesen sei, sondern den Vormittag auf der Behörde verbracht habe, sagte, daß er ein schlechter Mensch aber ein ebenso verliebter Ehemann sei, der sein Frauchen ganz für sich allein haben wollte ... Der Schluß der Beichte waren heiße Küsse, gegeben und erwidert, verguügtes Lachen und — ein Telegramm an die Mama nach Neustadt, daß die Sachen wiedergefunden seien.

Damit war die geheimnisvolle Diebstahlsgeschichte erledigt. Denn weder die Briefe aus Neustadt noch die vom Hansaplatz taten je wieder des unglücklichen Umzuges Erwähnung.

Wer ist der Stärkere?

Geschichte von Reimmichl

Die Ranegger-Buben — Jörg, Hans und Peter — waren stark wie David, alle drei. Mit dem Gebürsch (Burschen) vier Stunden im Umkreis waren sie längst schon fertig geworden; nicht fünf miteinander getrauten sich mehr an einen Raneggerbuben. In der Stadt draußen hatten die Brüder einstmals den Handwerksgesellen das Fliegen gelernt. Hans, Jörg und Peter saßen in einem Schankgarten. Rund um sie herum saßen bei zwanzig Bäcker, Schmiede und Metzger, die sich gern an den Bauern getrieben hätten und immerfort stichelten. Lange Zeit hockte das Kleeblatt sinnenstetig und mutzig da, auf einmal sagte der Jörg: „Buben, raum m'r auf!“ (Räumen wir auf.) Drei Röcke flogen weg, zwanzig Burschen flogen über die Mauer und zwanzig Gigel reckten sich draußen auf der Straße in die Höhe. In Zeit einiger Minuten war der Schankgarten ausgeblasen und sauber gebürstet wie ein Loden ... Als Hauptproben der Kraft erzählten sich die Leute von den Raneggerbuben, daß der Hans ein Mühlrad aus dem Lager gehoben, der Jörg einen halbelldicken Lärchenstock auf das Hausdach geworfen, der Peter auf der Alm einen wilden Stier bei den Hörnern gefaßt und zu Boden gewürgt habe. Am meisten wußten aber der alte Ranegger von der Stärke seiner Buben zu erzählen. Nicht nur, daß sie ihm alle Eßlöffel verbogen und zerdrückten, auch der Plunder (Arbeitsgerät) ging sämtlich in Scherben. Das fürchterliche Porzen, Stemmen und Zwängen vertrug kein Nickel, keine Haue und kein Hebeisen, alles wurde zu Brocken mit Stumpf und Stiel.

„Himmelherrschaft, tut doch ein bißl gütlicher mit dem Zeug!“ jammerte oft der Vater, „sonst muß ich überall Lärchbäume als Stiel einsetzen lassen; ihr zerreißt und zerbrecht mir doch mein ganzes Höfl samt Grund und Boden.“

Aber das half nichts, die Söhne konnten eben nicht seiner zugreifen. Bärenstark waren alle drei, aber am stärksten war der Peter. Einzeln warf der Peter den Hans oder den Jörg nicht schwer; wenn aber Hans und Jörg zusammenhielten, schmissen sie auch den Peter mit Leichtigkeit. Die drei hatten ihre Sache längst schon ausgemacht und sie wußten genau, wie sie miteinander standen, probierten auch ihre Muskeln nicht mehr aneinander; aber alle ihre Reden und Gespräche tagaus tagein drehten sich um nichts anderes als um Kraft und Stärke und was damit zusammenhängt, wie Schieben und Heben, Beuzen und Spreizen, Reißen und Schmeißen.

Einstmals, es war in den Tagen nach Fronleichnam, arbeiteten die drei an einem Zaun hinter dem Hause, und das Gespräch ging so:

„Himmelherrschaft“, meinte der Jörg, „die größte Kraft und Gewalt auf Erden hat doch das Pulver: sprengt Felsen auseinander und macht einen Schall, einen Krawall, daß du es zwei, drei Stunden weit hörst.“

„Zum Schall- und Lärmmachen braucht's keine Kraft“, widersprach der Peter, „die große Glocke schreit auch drei Stunden weit und wird doch von zwei Uebren Bürschlein gemeistert.“

„Aber das Pulver reißt Stahl und Eisen zu Fetzen“, gab der Hans darauf, „wie's vorgestern beim Umgang mit dem großen Böller geschehen ist.“

„Das verschlagt mir noch kein Zapfl“, verharrte der Peter; „so ein Böller ist ein bockstarrer Eisenprügel und kann sich nicht wehren.“

„Wehr du dich gegen das Pulver!“

„Warum nicht? Probieren tät ich's allemal.“

„Himmelherrschaft, gegen das Pulver richtest mit aller Kraft nichts aus“, ereiferte sich der Hans.

„Das wär mir ein Spott, eine Hundsschand!“ stritt der Peter; „ich sag euch, mit einem Pfund Pulver wag ich's. So stark wie ein Pfund Pulver bin ich alleweil.“

„Wie willst du die Sach probieren?“

„Ganz einfach. Wir schütten am Tennenboden drüben ein Pfund Pulver auf und lucken (decken) es mit dem eisernen Krauthasen zu. Ihr mögt dann mit einem Zunder oder einer Schnut das Pulver anschüren und ich halt euch den Krempel nieder wie einen Wollenwickel — kein Pfutsch kommt mir aus.“

„Das wird dich kampeln, Peterl — Ein Viertelpfund ist dir schon zu stark und lupft dich wie einen Wollenwickel.“

„Und ich halt ein Pfund Pulver nieder! Was gilts?“

„Ja, was gilt's? Wetten wir!“

---

* Entnommen dem urwüchsigen Hausbuch „Reimmichls Volkskalender“. Verlagsanstalt Tyrolia, Innsbruck-Wien-München. 1.20 RM. Reimmichls Volkskalender ist einer der schönsten Kalender und bringt alljährlich eine Menge ernster und heiterer Geschichten des beliebten Herausgebers.)